

ILSE SARECKA

Keine Königskinder

ROMAN

ILSE SARECKA

Keine Königskinder

Liebe Leserinnen und Leser,

das Erlebte und Gehörte ist morgen schon Erinnerung. Sie hat viele verschiedene Gesichter und Facetten. Entscheidend ist nur, welchem Teil man sich stellt, um es vielleicht vor dem Vergessen zu bewahren.

In diesem Buch wird eine fiktive Geschichte erzählt. Alle Namen der handelnden Gestalten sind erfunden und die Ähnlichkeit zu real existierenden Personen ist zufällig. Auch viele Ortsnamen sind Produkte der Fantasie und doch hätte sich so alles zutragen können.

Ilse Sarecka

ISBN 978-3-89650-459-3

© 2018 Verlag Ernst Vögel, 93491 Stamsried

Dieses Werk ist einschließlich aller seiner Teile urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechts ist ohne Zustimmung der Verfasserin unzulässig und strafbar. Dies gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Covergestaltung: Konrad Haseneder

Herstellung: Druck+Verlag Ernst Vögel GmbH · 93491 Stamsried

www.voegel.com

Am Kurischen Haff

Die Regenfinger klopfen in gleichmäßig monotonem Takt auf das ausladende Dach eines Bauernhauses. Die Bäuerin sitzt im Schaukelstuhl neben dem Fenster. Sie gönnt sich eine Ruhepause. Wie so oft nutzt sie diese Momente, um zu träumen, zu spinnen, wie sie über sich selbst lachend meint. Sie muss es tun. Sie braucht dieses Spinnen für ihn und für sie. Sie muss etwas parat haben, wenn sie kommen und drängeln: „Los Großmutter, erzähl!“

Die Frau beobachtet das Geschehen da draußen, lauscht und schon beginnt sich das Spinnrad zu drehen.

Anfang des Märchens:

Wolke und Regen sind die Namen von Kindern mächtiger Könige über weite Teile des Himmels und der Erde. Die Königskinder besitzen einzigartige wunderbare Kronen aus Bernstein, die sie nicht nur als Naturkräfte, sondern als menschliche Wesen leben und wirken lassen. Die Königskinder können sich wie liebende Menschen zueinander hingezogen fühlen und tragen auch durch ihre gegenseitige Zuneigung dazu bei, dass die Herrscher in friedlicher Nachbarschaft regieren.

Wolke und Regen, ein Paar wie geschaffen füreinander.

Sie vorwiegend heiter, meist leicht, voller Neugier, immer bereit zur Bewegung, Veränderung, mit dem Streben nach Höhe und Weite.

Er von schwererem Gemüt, mit einem Hang zur Erde, nach Tiefe, zur Beständigkeit und zum Verbleiben.

Ihre Beziehung ist durch ständige Trennungen und durch Wiederkehr gezeichnet.

Er, der Regen, windet sich aus der Wolke. Meist vorsichtig, mit Bedacht.

Sie, die Treibende, zieht weiter, zögernd, manchmal schmollend, als wolle sie seine Entscheidung zu bleiben verhindern.

Doch schließlich verliert sie sich in der Ferne, im Grau.

Er verändert sich nach dem Loslösen von ihr.

Seine Gestalt wird schwerer, fast schwerfällig und verwandelt sich sogar.

Wässrige Fäden, Schnüre, die gerade zur Erde ziehen, tränken das Erdreich mit seinem Nass.

Manchmal, an besonderen Tagen, steigt der Regen wieder aus der Erde als Nebel auf, sucht und findet seine Wolke. Dann setzen sich beide ihre zauberhaften Bernsteinkronen auf, streicheln noch einmal mit feuchten Regenfingern die Erde und ihre Wesen und genießen ihr Dasein als glückliches menschliches Paar.

Die beiden alten Könige ziehen oft für ihr Walten und Regieren eine Fee zu Rate, die im Laufe der Zeit immer mehr Einfluss bekommen hatte. So kam sie auf die Idee, selber zu herrschen. Mit den alten Königen würde sie wohl fertig werden, aber die beiden Königskinder störten, verhinderten gar ihre Pläne. Sie müssten beseitigt werden.

Die Frau dort im Schaukelstuhl lächelt in sich hinein.

Ja, so würde sie ihre Geschichte anfangen und wenn ihre beiden Enkelkinder dann mit weit geöffneten Augen und Mündern lauschten, würde sie sagen: „Weiter weiß ich nicht. Jetzt müsst ihr euch die Geschichte schon selber zu einem guten Ende spinnen!“

Die Winde hatten sich inzwischen mit den Regenwolken verbunden. Durchaus nicht sanft und liebkosend, sondern hemmungslos, lassen sie Übermut und auch zerstörerische Kräfte los. Drohende Fäuste trommeln auf das Dach. Gelassen betrachtet die Frau das Wüten und nimmt das Toben dort draußen wahr. Es wird nicht von Dauer sein, denkt sie.

Seit Generationen gehörte das Bauernhaus zum Hof der Familie Karkel. Es wurde erneuert, ausgebaut, umgebaut und immer vom ältesten Sohn übernommen und wie das ganze Erbe traditionsgerecht gehegt und gepflegt.

Aber dann kamen nur Töchter in dem Haus zur Welt. Die älteste Karkel-Tochter heiratete und fortan hieß der kleine bäuerliche Besitz Sataikis-Hof, obwohl in gewissen Zeiten der ältere Name von behördlicher Seite zwar wieder eingefordert, doch nicht geläufig wurde.

Das Anwesen und das sandige Ringsum, von Ginster und scharfem grauem Gras durchwachsen, eignete sich weniger für den Anbau von Getreide, sondern diente als Weideland bei der Aufzucht von Rindern, Schafen, auch Ziegen und Schweinen. Einige Landflecken eigneten sich aber in dem sonst eher kargen Boden für den Anbau von Gemüse. Von diesen Erträgen und von der Geflügelzucht lebte die

ganze Familie in der Vergangenheit und so wollte die jetzige Besitzerin des Hofes, Irmgard Sataikis, es auch beibehalten.

So überschrieb sie den bäuerlichen Besitz beizeiten, wie sie meinte, ihrem Enkel Hannes Sataikis, nachdem ihr Sohn gesagt hatte: „Was soll ich damit? Der Boden ist keinen Litas wert und die alte Kate nur ein paar Centai, wenn überhaupt ...

Gib 's ihm!“

Dabei hatte er eine leichtfertige Bewegung mit dem Kopf in Richtung seines Sohnes gemacht, der teilnahmslos dem Gespräch beiwohnte und sich auf dem Fußboden neben der Großmutter liegend mit seinen gesammelten Steinen beschäftigte.

Irma, wie sie alle riefen, hatte sich daraufhin mit beiden Füßen vom Fußboden abgestoßen und ihrem alten Schaukelstuhl Schwung verliehen, sich fester setzend an seine Rückenlehne gedrückt und die Armstützen zu beiden Seiten umklammert, sodass die Gelenke ihrer knochigen verarbeiteten Hände weiß wurden. Sie kniff die Lippen zusammen und schluckte.

Wortlos blickte sie dem Sohn Anton nach, als der mit kurzem Nicken wieder einmal den Raum verließ, folgte den wiegenden Schritten des hochgewachsenen, breitschultrigen Mannes auf dem mit Feldsteinen befestigten Weg, der sich hinter dem Hügel in den Dünen verlor.

Es zog ihn fort von hier, ins Gewühl, in die Menge, ins Laute. Würde er dort jemals seinen Platz finden können?

Die Umstände, ja die Umstände, hatten ihn, den alle Nachbarn und die Verwandtschaft für forsch und helle im Kopf hielten, verändert. Diesen Lebensumständen gab sie die Schuld. Sie wirkten wie Walzen auf seine Seele, drückten die Spitzen der feinen Fühlfühler flach und würden zuletzt sein Gespür für das Rechte zerstören. Diese Umstände walzten auch alles nieder, was für sie, Irmgardas, wie die Litauer sie nannten, bedeutungsvoll war.

Ihr Sohn wich ihr aus, konnte ihre Gegenwart nicht ertragen und entwand sich ihrem Einfluss. Warum? Was war schuld? Wer war schuld? War sie vielleicht selber schuld?

Es schmerzte sie, dass ihr Sohn sie nicht mehr brauchte, ihr entglitt und sie konnte ihn nicht halten.

Er lebte schon in einer ganz anderen Zeit, die ihr fremd, unheimlich und gefährlich vorkam. Eine Welt voller bedeutungsloser Rätsel, deren Lösung sie nicht interessierte, die sie nicht anstrebte.

„Mama, du hast keine Ahnung!“, hörte sie immer wieder.

Respektlos oder wahr?

Ihre Welt war hier. Sie hatte sie übernommen. Aufgetragen bekommen, sie zu achten, zu pflegen und zu bewahren, egal, was geschah.

Eine einfache Sache, die ihr Sohn nicht zu verstehen schien, sogar von sich wies.

Ihr Glück, sie hatte ja noch ihre beiden Enkelkinder, Ann-Rieke von der Tochter und Hannes von ihm, dem Sohn.

„Gib's ihm!“, klang ihr noch in den Ohren nach. Ja, sie wollte es ihm geben und alles, was noch dazu gehörte, nicht nur das Sichtbare. Sie wollte die beiden besser festhalten, damit sie lernten, was Halten, Aushalten, Bewahren bedeutete.

Gab es irgendwo etwas, das schöner, besser, liebenswerter sein könnte als ihr Land am Kurischen Haff, das Land mit der Nehrung, wo ihre Tochter mit Mann und Kind lebte? Es hatte sie nicht gekümmert, als das Memelland nach dem 1. Weltkrieg nicht mehr von deutschen hohen Herren, sondern von den Siegermächten verwaltet wurde. Sie hatte mit ihrer eigenen kleinen Haus- und Hofwirtschaft so viel zu tun und gar keine Zeit für derlei für sie Unwesentliches.

Erst als sie anderes Geld bekamen und schließlich litauische Freischärler durch die Städte und auch Dörfer mit ihren Forderungen zogen, horchte sie auf, worüber die Männer an den Abenden redeten. Sie wunderte sich, worüber sie sich so stritten.

Waren sie nicht alle kurländische Bauern?

Hier am Haff kannte Irma das Bauernvolk. Es lebte vorwiegend in Einzelgehöften mehr oder weniger in Frieden mit den Nachbarn. Die Gebäude glichen sich wie die Menschen mit ihren Bräuchen. Nur die im Osten besaßen einen russischen Ofen.

Aber Irmas Haus war wie das der Nachbarn ein vielräumiger Bau mit einem Kamin in der Mitte, in dem das in den nahen Wäldern geschlagene Holz in den eisigen Wintern verheizt wurde.

Auch Irmas Vorfahren, die irgendwann einmal aus dem Westen kommend, sich hier angesiedelt hatten, besaßen nach dem Beispiel der litauischen Höfe ein Vorratshaus mit einem Speicher. Daran schlossen sich die Stallungen und Gehege für das Vieh an.

Sie verstanden sich untereinander und beherrschten sowohl den ostpreußischen Dialekt als auch die litauische Rede, viele sprachen Polnisch, manche auch Ukrainisch oder Russisch.

Warum nur mussten die Männer wieder Streitereien, ja Zank und sogar Handgreiflichkeiten über irgendwelche Vorrechte, über Konflikte und Spannungen anfangen. Üble Aufschneider, die sich wahrscheinlich vor Wichtigerem drücken wollten. Auch ihr Mann und ihr Sohn nahmen an diesen Auseinandersetzungen lauthals teil.

Wenn es ihr zu viel wurde, nahm sie Hannes an die Hand, streifte mit ihm durch die weiten Dünen bis zum Haff und zeigte ihm Stellen, an denen er Muscheln und Bernstein finden konnte. Sie pfiß, wie die Männer es tun, auf zwei Fingern und schon sprangen zwei junge Hunde neben ihnen her, die sich miteinander oder mit Hannes balgten, sodass der weiße Dünenand nur so stiebte. Das waren die Dinge von Wichtigkeit, das Beieinandersein und die Heiterkeit des Gemüts. Was interessierte sie da ein Memelstatut, irgendwelche Streitigkeiten im Landtag zwischen deutschorientierten Parteien und dem litauischen Regierungsvertreter. Hauptsache, im eigenen Haus waren alle gesund, der Rest würde sich schon finden.

Wie unrecht Irma hatte, sollte sie bald erfahren.

Nichts blieb, wie es war. Nichts und niemand ließ sich halten.

Die Zeiten, die Umstände und die Menschen hatten sich verändert, sodass Irma ihre kleine Welt bedroht fühlte. Sie wusste nicht mehr, wem sie glauben, wem sie trauen konnte.

Sehnsuchtsvoll erinnerte sie sich manchmal an die jungen Jahre im Elternhaus mit den Schwestern, wo sie spinnen und weben gelernt hatten, wo sie Freude an der gemeinsamen schweren Arbeit gefunden hatten, aber wo das gesellige Singen und Tanzen nicht zu kurz kamen. Doch diese Zeit konnte sie auch nicht festhalten.

Manche Träne hatte sie dann in der kalten einsamen Kammer in Memel vergossen, als sie bei reichen Leuten in Stellung war, um die rechte Hauswirtschaft zu erlernen, in Wirklichkeit aber von einer schweren Arbeit zur anderen gescheucht wurde.

Erst als sie Jonas Sataikis kennen lernte, kam wieder ein Hoffnungsschimmer in ihr Leben. Er entstammte wie sie einer bäuerlichen Familie weiter im Südosten, deren kleinen Hof sein ältester Bruder übernommen hatte. Jonas tat seiner Irma gut und sie ihm. Sie fühlten sich zueinander hingezogen und heirateten, nachdem sie die Erlaubnis von den Eltern eingeholt hatten.

Die ersten Jahre nach der Rückkehr auf das elterliche Anwesen von Irma zusammen mit ihrem Ehemann gehörten zu den glücklichsten

im Leben der beiden jungen Leute. Es schien ein reicher Segen über dem Hause zu liegen und bald wurde nicht nur zur Freude der Großeltern und der Eltern, sondern auch der beiden Tanten ein Junge und schon ein Jahr später ein Mädchen geboren. Doch lange dauerte das Glück der Tanten, sich am Wachsen und Gedeihen der Jüngsten in der Familie zu erfreuen, nicht an, denn auch die jüngeren Schwestern von Irma wurden in Stellung in die Stadt geschickt, wo sie eine Weile unglücklich waren und schließlich auch ihre Männer fanden. Die eine heiratete einen polnischen Handwerker und zog nach Kaunas, die andere heiratete den einzigen Sohn einer litauischen Bauernfamilie in der Nähe von Wilna.

Bangigkeit hatte sich damals schon im Herzen von Irma ausgebreitet. Zum ersten Mal im Leben bekam sie Angst vor Verlust, vor dem Abschied ohne Wiederkehr.

Doch die schwere körperliche Arbeit in der kleinen Wirtschaft verlangte täglich all ihre Kräfte, sodass für Sentimentalitäten keine Zeit blieb. Außerdem hatte sie einen tüchtigen, erfahrenen Mann an ihrer Seite, mit dem sie alles bereden konnte.

Nach längeren Überlegungen kamen sie zu dem Entschluss, sich einen Knecht zu leisten, der mit seiner jungen Frau, die auch auf dem Hof bei ihnen arbeitete, ein kleines Nebengebäude am Waldrand bezog. Was sie erwirtschafteten, reichte für alle, denn sie führten ein geregelt bescheidenes Leben. Immer nach der Devise, die in dick gestickten blauen Buchstaben auf weißem Küchentuch an der Wand hing:

„Üb' immer Treu und Redlichkeit bis an dein kühles Grab
und weiche keinen Finger breit von Gottes Wegen ab.“

Um Treue und Redlichkeit bemühten sie sich in Wort und Tat, immer in der Hoffnung, bei all dem Plagen auf dem kargen Boden endlich etwas mehr zur Seite legen zu können.

An das Sterben und an das kühle Grab wollten sie lieber keinen Gedanken verschwenden. Auch die Wege Gottes legten sie sich nicht immer nach den Worten ihrer Kirchenmänner aus. Die festgesetzten Feiertage hielten sie ein und folgten am Tage den vorgeschriebenen Ratschlägen und Regeln.

Doch als im Laufe der Jahre sich manche Not ins Haus und in die Stallungen schlich, wenn es zu Viehverlusten oder zu Missernten kam, wenn einer ihrer Lieben krank wurde und Irma von den Grü-

belgeistern geplagt wurde, die ihr den Schlaf aus den müden Augen und Knochen vertrieben, dann erinnerte sie sich an die Geschichten, denen sie zusammen mit ihren Schwestern bei Nachbarn und Verwandten gelauscht hatte.

Sie flüsterte leise seinen heidnischen Namen: „Diews“, oder auch „Dievas“.

Angstschauer rieselten ihr über den Rücken, aber in ihrer Not bat sie ihn um Hilfe. Er, den sich die Bauern und Viehzüchter zur Unterstützung neben all ihren christlichen Gebeten herdachten, er war aus ihrem Leben einfach nicht wegzuräumen.

Auch den Fruchtbarkeitsgott flehte Irma an, wenn sie vom Vieh Nachwuchs brauchten und sogar als ihre Kinder geheiratet hatten.

Bis jetzt war sie immer erhört worden.

Und sie war dankbar dafür, dem Einen wie den Anderen.

Aber als ihr Mann plötzlich aus seinem Schaukelstuhl, in den er sich am Abend nach getaner Arbeit gesetzt hatte, am nächsten Morgen nicht mehr aufstand, sondern kalt und steif dasaß, da flehte sie nur den Christengott an:

„Herr, gib seiner Seele Frieden und lass auch ein bisschen bei mir.“

War ihre Bitte nicht recht vorgetragen worden, hatte der Herrgott ihr die heidnischen Hilferufe verübelt oder war sie gar durch Verfehlungen, bewusste oder unbewusste, seiner Gnade nicht würdig? Der rechte Frieden blieb aus.

Dafür breitete sich die Sorge aus und legte ihre grauen Schleier wie andauernder Herbstnebel über die einst so farbenfrohe Häuslichkeit.

Die Grübelgeister bedrängten sie nun schon am Tage, als ihrem Sohn die Frau weglief. Die Gründe dafür erfuhr sie nie. Aber die Nachbarn hatten danach ihren Sohn mehrmals mit anderen Frauen, immer wieder anderen, in der Stadt gesehen.

Dass ihn die Frauen mochten, war allen klar. Er war eine stattliche Erscheinung, mit selbstbewusstem, ja stolzem Blick und festem, wiegendem Gang. Ein heller Kopf, sowohl innen wie außen. Er konnte witzig sein, schlagfertig, doch den gütigen humorvollen Ton, den Irma so an ihrem verstorbenen Mann gemocht hatte, den hatte ihr Sohn nicht übernommen. Seine Rede war zwar treffend, man lauschte auf sie, aber sie klang oft hart wie an der Sonne ausgedörrtes Holz, spröde und kantig. Man spürte die Energie darin, die Kraft, vor der man auf der Hut sein musste. Gerade deshalb sorgte sich Irma um

ihn wie ein Muttertier, dessen Junges schon längst ein eigenes Leben führte. Ihr Großer war zwar nicht allein, wurde vielleicht auch geliebt, aber ob er selbst lieben konnte, das war für sie eine viel wichtigere Frage. Auch Freunde zu haben war gut, aber weitaus größere Bedeutung hatte doch, selbst Freund sein zu können.

Besaß er diese wichtige Eigenschaft?

Seinen Sohn, ihren Enkel Hannes, hatte er schon vor seiner Trennung von der Ehefrau bei Irma gelassen. Sie würde ihn auch nicht mehr hergeben, nicht weglassen.

Seine Gegenwart erhellte auch jetzt wieder ihre trüben Tage und brachte Ruhe in die wachen Nächte. Sein langsamer, gleichmäßiger Atem ließ auch sie tiefer und ruhiger Luft holen, wenn sie sich nachts leise neben seinen Schlafplatz kauerte, wo sie oft zusammengerollt einschlief.

Die Tiere auf der Koppel hinter dem Haus und das Federvieh in den Stallungen weckten sie wie immer in aller Frühe mit ihren Rufen. Sie versorgte das Vieh zuerst, so wie es sich gehörte und so, wie sie es ihrem Enkel auch mit der Geschichte vom „Waldhaus“ zu vermitteln versucht hatte. Danach erst kamen die Menschen zu ihrem Recht. Sie bereitete ein Frühstück aus frischer Milch und nestwarmen Eiern vor.

Hannes musste nicht geweckt werden. Die gewohnten Geräusche aus der Küche, das morgendliche Hüsteln, mehrmalige Niesen und Schnäuzen der Großmutter lockten ihn an den breiten Tisch neben dem Herd, in dem brennende Holzscheite Wärme und Behaglichkeit verbreiteten.

Diese frühen Morgenstunden mit Hannes waren für ihren Lebensmotor die Zündkerzen, die durch seinen sorglosen Morgengruß und durch die Selbstverständlichkeit seiner Gesten gezündet wurden. Mit ihrem Enkel gab es keine Fehlzündungen, keine Fehlstarts in den Tag.

Vielleicht würde doch noch alles gut werden?

„Wann kommt Ann-Rieke?“

„Heute. Sie kommen mit dem Boot. Gleich nach dem Frühstück.“

Hannes kaute schneller. Trank in kräftigen Zügen den Milchkrug leer. Ann-Rieke wird bei ihm sein, den ganzen Sommer lang. Vielleicht auch länger. Er würde sie am liebsten nie wieder weglassen. „Lauf nur, lauf!“ Irma kannte ihn. Er würde durch die Dünen pesen, über den weiten, breiten Strand, sich dort auf eine Erhebung, die er bestimmt schon vorher ausgemacht hatte, auf den Bauch legen und

gelassen Ausschau halten, bis das kleine weiße Segel sichtbar würde. Dann würde er sich hinsetzen und warten, geduldig, voller äußerer Ruhe, obwohl ihm das Herz im Halse pochte.

Gestern hatte er noch einmal die für Ann-Rieke gesammelten Schätze sortiert: Muscheln und ein vom Meerwasser geformtes und geschliffenes Holzbrett, glatt wie eine Tafel, in die er mit einem Meißel Ann-Rieke geschnitzt hatte. In die Ritzen hatte er winzige Steinchen gedrückt, Bernstein, versteht sich.

Das Sammeln von Bernstein war schon seit frühesten Kindheit, als er seine ersten selbstständigen Schritte machen konnte, Freude und schließlich Lieblingsbeschäftigung geworden.

Ann-Rieke teilte dieses Vergnügen mit ihm und er mochte sie aus dem Grunde noch mehr.

Überhaupt, es gab gar nichts, was ihm an ihrem Wesen missfiel. Sie konnte so ausgelassen und wild toben, mehr als ein Junge, und ihn mit ihrem hellen Mädchenlachen anstecken, sodass auch er, der sonst eher still und in sich gekehrt seinen Beschäftigungen nachging, sich mit ihr vor Übermut im Dünensand wälzte.

Am wohlsten aber fühlte sich Hannes, wenn er dicht neben ihr kauerte, ihre Körperwärme spürte, wenn sie ihren Kopf an seine Schulter lehnte und wie er ganz still, versunken in eine andere Zeit und Welt, den Erzählungen und alten Geschichten von Großmutter Irma lauschten.

Von Saule hatte sie ihnen erzählt, der Sonnengöttin, die mit der Mondgöttin Menuo in Verbindung stand. Sie waren Freundinnen geworden und sehnten sich zueinander, aber sie konnten ganz selten einander begegnen.

Aufgehört hatte Ann-Rieke bei ihrem letzten Besuch, als die Großmutter von Laima gesprochen hatte. Sie sei eine Schicksalsgöttin und verlieh den Menschen Glück, Liebe und Erfolg. Sie hatte Hannes angestoßen, ihn schelmisch angeguckt mit ihren großen dunklen Augen und gelacht und gerufen: „Das ist unsere ...“ Aber er wusste nicht recht, was sie meinte. Damals. Irma hatte nur den Kopf geschüttelt und in sich hinein geschmunzelt.

Hannes stand jetzt auf, reckte und streckte sich auf seiner Anhöhe, um Ausschau zu halten, ob das Segel schon irgendwo in der Ferne blinkte. Aber er sah nur die graugrüne Wasserfläche, den endlos blaugrauen Himmel mit ein paar hohen weißen Quellwolken. Nur

eine ganz leichte Brise streifte ihn. Gestern hatte der Wind am Abend tüchtig gebraust und die Düne aufgebracht, die sich in ihrer sommerlichen Ruhe gestört fühlte und sich mit den übermütigen Winden zankte und stritt, sie hatte sie mit ihrem Sand beworfen und schließlich hatten die Winde sie in Ruhe gelassen und hatte sich im wahrsten Sinne des Wortes aus dem Staube gemacht.

Aber die Düne sah nun recht zerzaust und zerrupft aus. Überall lagen vertrocknete Ginstersträucher, Grasbüschel und angespülter schaumiger Schlick herum. Sicher befanden sich Bernsteine darin, es würde sich heute eine Strandwanderung lohnen. Aber dafür war keine Zeit.

Die Abendwinde hatten auch seine Anhöhe verändert, sie jedoch zum Glück nicht abgetragen, sondern noch vergrößert, sie höher gepustet. Und die Düne hatte sich diesen Eingriff gefallen lassen, bis zum nächsten Mal, wenn sie vielleicht aus einer Laune heraus wieder einmal zu wandern begann.

Ständig veränderte sich der Küstenstrich hier, er bot täglich neue Überraschungen und war voller Wunder.

Da drüben auf der anderen Seite des Haffs Schwarzort. Dort wohnte und lebte Ann-Rieke mit ihren Eltern, mit seiner Tante und dem Onkel von Hannes.

Der Onkel hatte dort einen kleinen Bauernhof in Pacht und verdiente noch als Fuhrmann etwas Geld.

Ludwig Trakis stammte aus Laikomenen, einem Dorf weiter im Landesinneren. Er hatte aber als junger Mann in Schwarzort bei einem Fuhrmann gearbeitet, war wegen seiner körperlichen Kräfte bekannt geworden und konnte sehr gut mit Pferden umgehen. Von dort war er in jungen Jahren mit Freunden von der Nehrung über das Kurische Haff zum Festland gesegelt. In Kokorischken hatten sie getanzt. Inga war auch mit ihrem Bruder da. Ludwig hatte sie entdeckt und den ganzen Abend nur mit ihr getanzt, mit Inga Sataikis, Irmas Tochter. Schon an dem Abend wusste er: „Die ist es und keine andere.“

Ludwig konnte den Eltern seiner Auserwählten vorweisen, dass er sie ernähren könne, denn er hatte sich selbstständig gemacht.

Noch im selben Jahr wurde geheiratet und Inga nahm Abschied vom Festland und lebte fortan auf der Nehrung, die ihre Mutter bei klarer Sicht in der Ferne sehen konnte. Die forschenden Mutteraugen nahmen auch wahr, dass Ludwig gut zu ihrer Inga war, obwohl er